

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 153.

Dienstag, 4. Juni.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(15. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

„Ach, gefallen hat sie ihm schon und auf Geld braucht er doch nicht zu sehen“, meinte Frau Hannchen. „Der Frau Baronin aber ist Thea nicht gut genug als Schwiegertochter. Gott, was bilden sich diese Leute bloß ein — Thea ist doch nicht auf der Straße gefunden worden. Und dann ihr hübsches Äußere und ihr schauspielerisches Talent.“

„Das ist es ja eben“, hatte der Doktor kurz erwidert.

„Was wollte also dieser Fred Delarue, für den gestern und vorgestern Thea und ihre Familie so gut wie nicht existiert hatten, nun eigentlich hier bei ihnen?“ fragte sich Frau Hannchen ungeduldig.

Ihr Gatte kam und teilte es ihr mit — so schonend als möglich.

Delarue hatte gestern abend eine Kabeldepesche aus Kanada erhalten. Er war mit einem Duzend Winnipeg-Mitien an dem Kohlenlager, bei dem Hans als Ingenieur beschäftigt war, beteiligt. An ihn hatte sich nun die Gesellschaft von drüben gewandt und ihn gebeten, die Nachricht von Hans Grönings Tode den Seinigen in Berlin zu übermitteln. Hans Gröning war binnen wenigen Tagen am Fieber gestorben. Erst viel später erfuhren seine Mutter und Geschwister, daß er einen Landsmann, einen einfachen Kohlengrubenarbeiter, gepflegt und sich dabei infiziert hatte.

„Wie wird die arme, arme Mama das tragen“, rief Frau Hannchen weinend. „Ihr einziger Sohn. Und gerade jetzt, wo er nach einem halben Jahr heiraten sollte, mußte er sterben.“

Sie schluchzte bitterlich.

Ihr Gatte nahm sie liebevoll in seinen Arm. „Du bist doch immer meine kleine, tapfere Frau, hilf du nun deiner Mutter das Schwere tragen. Willst du es Henrika mitteilen, Hannchen, oder soll ich es tun?“

„Das ist nicht das schlimmste. Henrika liebt den armen Hans doch nicht, die atmet ordentlich auf, wenn sie hört, daß sie ihn nicht zu heiraten braucht. Glaube es mir. Wozu mußte er uns das Mädchen überhaupt herjenden.“

Es war ein bitterschwerer Tag für die Grönings, dem eine ganze Reihenfolge ebensolcher Tage sich anschloß. Frau Gröning konnte es lange nicht fassen. ... Ihr starker, gesunder Sohn — tot und in fremder Erde begraben. Sie durfte sein Grab nicht pflegen. ... Immer kehrte diese Klage bei ihr wieder.

Nun, wo er auf ewig ihr entrissen war, fühlte sie so recht, wie sehr sie doch unter der langen Trennung von ihm gelitten hatte. Sie fragte Henrika unermüdlich nach ihm aus, bis sie merkte, daß sich das junge Mädchen, so oft es nur anging, diesen Gesprächen über den Toten zu entziehen suchte.

„Sie trauert nicht die Spur um Hans, sie ist herzlos“, klagte Frau Gröning ihrer Schwägerin.

Lante Dete wiegte langsam ihren grauen Kopf hin und her: „Sie ist offen, Emilie, du darfst ihr keinen Vorwurf daraus machen.“

Doch Frau Gröning fuhr fort, an Henrika herumzumäkeln. „Wenn sie doch nur einmal mit mir zusammen weinen wollte, an mein Herz würde ich das Kind, das meinem Sohn teuer gewesen ist, nehmen. Aber, wenn ich von Hansemann rede, dann sitzt sie stocksteif da mit trockenen Augen und denkt an Gott, weiß was, und sagt keinen Ton.“

Dr. Gaendler hatte es durchgesehen, daß seine Schwiegermutter mit Thea auf eine Weile verreisen wollte. „Das hilft euch beiden am besten über die erste schwere Zeit hinweg“, hatte er überredet und gedacht, daß besonders für Thea neue Eindrücke heilsam sein würden.

Frau Gröning fügte sich ohne viel Widerspruch. Ihr Schwiegersohn bestimmte die Reiseroute. Thea war vollkommen apathisch. Sie lag stundenlang in einem traumhaften Dahindämmern in ihrer kleinen, schmalen Stube auf dem Schlafdivan. Sie lag dort im Dunkeln — wollte kein Lampenlicht und ließ am Tage die Rollläden herunter.

Das schlimmste für sie war, daß sie deutlich erkannte, daß ihr für alles, was sie in jüngster Zeit hatte dahingeben müssen, ihre Kunst keinen vollen und bleibenden Ersatz zu bieten vermochte. Es war eine Illusion ihrerseits gewesen — sie wußte nun, daß ihr der göttliche Funke fehlte. Diese trostlose, wahre Selbst-erkenntnis warf sie seelisch vollends darnieder.

Morgen sollte sie abreisen.

Fred Delarue hatte der Familie seines verstorbenen Freundes und Lebensretters sein Beileid schriftlich ausgedrückt. Es war gut so, dachte Thea, daß er nicht selber gekommen war, sie hätte ihn auch nicht sehen mögen. Alles war zerrissen und tot in ihrer Seele.

Jemand glitt wie ein Schatten in das kleine dunkle Zimmer und kauerte sich dicht vor Theas Lager auf den Teppich nieder.

Es war Henrika.

„Thea“, sagte sie im Flüsterton, „ich muß es dir sagen, ich hätte deinen Bruder nicht geheiratet. Er hätte es eingesehen, daß es nicht ging — er war so gut. Ich traure um ihn, ich bin nicht gefühllos, wie deine Mutter glaubt, ich traure um ihn wie um einen lieben, väterlichen Freund, nicht wie eine Braut um den Mann, der ihr alles gewesen. Und du“, Henrikas Stimme schien nur noch ein Hauch zu sein — „sei nicht verzweifelt, er ist es nicht wert. Und denke niemals schlecht von mir, was auch kommen sollte. Die Deinen haben mich, obwohl sie freundlich gegen mich waren, vom ersten Tage an wie einen Eindringling behandelt — nur du nicht, Thea, ich werde dir das niemals vergessen.“

Henrikas Hand umfaßte die schlaff herabhängende Rechte Theas, dann glitt die schlanke, dunkle Gestalt ebenso leise, wie sie gekommen war, ohne ein Wort der anderen abzuwarten, aus dem Zimmer.

Frau Gröning und Thea waren ohne Aufenthalt unterwegs an die Riviera gereist. Einige Zeit nach

Ihrer Ankunft dort empfing Frau Gröning mit gleicher Post zwei Briefe.

Der eine war von Henrika und lautete in seiner Kürze also:

„Liebe Mutter des Mannes, dessen Braut ich gewesen bin. Bitte haltet mich nicht für undankbar, wenn ich meinen eigenen Weg gehe.“

Ich passe nicht zu Euch, das habe ich vom ersten Tage an gefühlt. Und habe immer darüber nachgegrübelt, wie ich das, was mich an Euch band, lösen könnte? Nun ist es ohne, daß ich etwas dazu getan habe, so gekommen, daß ich frei bin. Dem Gütigen, der mir eine Heimat bieten wollte, danke ich es über das Grab hinaus, und auch Euch für alles Gute, das Ihr mir erwiesen habt und auch dafür, daß Ihr fernerhin für mich habt sorgen wollen. Wenn es mir gut gehen sollte im Leben, dann werde ich von mir hören lassen. Bis dahin lebt wohl und habt nochmals Dank für alles.

Henrika dy Santos.“

Den zweiten Brief hatte Tante Riete in ihrer fridlihen Handschrift und nicht mit der philosophischen Gelassenheit, mit der sie unter Umständen den Wechseln des menschlichen Daseins gegenüberzustehen pflegte, geschrieben.

„Ich denke, mich rührt auf dem Fleck der Schlag, als ich von Haendlers nach Hause komme — Hannchen fühlte sich nicht ganz auf dem Posten, und ich wollte mal nachschauen, wie es ihr ging — und anstatt der Henrika bloß einen Brief von ihr auf ihrem Plak an meinem Teetisch vorfinde. Ich laufe, so schnell meine alten Füße mich tragen, zu Heino hinüber. Sitzt der Mensch da mit einem Armsündergesicht und buttert irgendeine hochtrabende Klassikerrolle. Ohne ein Wort zu sagen, hielt ich ihm den Wisch von Brief unter die Nase. „Ja, sie ist fort“, sagt er und wird feuerrot. „Zawohl“, schnauze ich, „wir haben hier eine Ratter an unserem Pufen genährt — und nun raus mit der Sprache.“ Ich langte mir also den Heino mit herüber an meinen Teetisch, und da mußte er beichten. Aber wo sie ist, die Henrika, darüber schweigt er sich in allen Sprachen des Erdballs aus. „Sie will auf eigenen Füßen stehen, nicht um Gottes willen aufgenommen sein“, wiederholte er immer als Antwort auf meine dringenden Fragen nach dem Mädchen. „Aber wovon denn auf eigenen Füßen stehen, du lieber Himmel“, sagte ich dagegen, „sie hat doch nichts (ihre ganze halbfertige Ausstattung an Tischwäsche und so weiter hat sie hier gelassen).“ „Doch“, sagt der verbohnte Mensch, „sie hat von ihrem verstorbenen Bräutigam her noch eine ganz hübsche Summe und eine Anweisung auf die Deutsche Bank hier. Mit diesem Gelde will sie etwas erlernen, das sie selbständig macht.“ „Komödienpielen wohl, das haben Sie ihr eingeblasen, Heino“, fauchte ich. „Nein“, meint er ganz zöhm, „Seminar oder Pension für höhere Töchter.“ „Wo, Henrika und höhere Töchter, die läßt sich von niemand erziehen, die muß erst die richtige Not kennen lernen, um zu Kreuze zu kriechen, die, mit ihrem Selbstbewußtsein — den armen Hans hätte sie auch nicht gerade zum Glücklichen unter den Sterblichen gemacht. Aber Heino sagt: „Fräulein Henrika hat den Willen dazu, sich erziehen zu lassen. Sie wird auch erreichen, was sie sich vorgenommen hat. Ihr flizat alles an. Sie sieht es einfach bei anderen ab, was sich gehört und was sich nicht gehört, was sein muß und was nicht — das ist nämlich Selbstbeziehung.“ „Nein, mein Lieber“, sage ich, „das ist Quatsch. Henrika ist noch viel zu jung dazu, um sich selber zu erziehen, die braucht eine mütterliche Hand über sich, und Sie hätten besser ihre Hände davon lassen sollen, anstatt ihr zu helfen bei ihrer törichten Mocht.“ Liebe Emilie — und wie stehe ich nun vor Dir da? Genau so wie eine alte, alberne Henne, die ein Entlein ausgebrütet hat. Aber mich trifft eigentlich keine Schuld, auch, wenn man sich's recht überlegt, den Heino nicht, sie wäre auch ohnedem, daß sie ihn der Bankanweisung wegen und sonst noch um seinen Rat gefragt hat, durch die Lappen acaanaen. Die

Verantwortung ihretwegen sind wir ja nun vor Gott und den Menschen los, aber immerhin, ich hänge mich doch um das Kind, das so mutterseelenallein in das Leben hinausgestürmt ist. Und wenn ich jetzt an manches zurückdenke, so kommt es mir vor, daß wir samt und sonders Henrika nicht richtig angefaßt haben. Wir waren gegen sie nicht warm und nicht kalt, sondern „lau“, und das ist allemal das Schlimmste. Zu mir hat sie noch am allermeisten Zutrauen gehabt, aber auch ich habe das Kind keineswegs begriffen. Damit will ich mir jedoch kein geistiges Armutzeugnis ausstellen! Du lieber Gott — so die Jugend von heute. . . . Wer begreift die wohl so ganz. Die lacht uns alte Garde bloß aus, wenn wir mit unserer Weisheit heraussriiden. Wir haben ja, wenn wir ehrlich gegen uns selber sind — des seligen Hansemanns Braut nur deshalb bei uns aufgenommen, weil es eben seine Braut war und bei uns Grönings der Familiensinn stark entwickelt ist. Sollen wir nun der Entflohenen einen Steckbrief nachsenden? Zwingen können wir sie ja doch nicht, im Schoß unserer Familie zu weilen. Und sie, als freie Kanadierin, wird sich nicht für den Groschen darum kümmern, was wir meinen und ihr raten. Sie ist außerdem, was man so nennt, ein Charakter, meine gute Emilie. Sie wird sich schon durchbeissen, ich fange an, Heino ein bißchen recht zu geben, in bezug auf Henrika. Vielleicht ist sie nach Kanada zurückgekehrt. Heino sagt, er habe ihr sein Wort gegeben, über ihren derzeitigen Aufenthalt zu schweigen. Und ihm könnte man mit der spanischen Inquisition von Anno dazumal kommen, der redete keinen Ton. Liebe Emilie, wollen wir dieses Erlebnis, das mir, ich gestehe es, recht in die Glieder gefahren ist, denn Du hattest mir Deine verschwundene Schwiegertochter bis zu Deiner Rückkehr nach Berlin anvertraut, zu den Familienakten buchen und von Herzen hoffen und Gott darum bitten, daß er dem armen, verlassenen Ding den rechten Weg weisen möge. Unsere moralische Verpflichtung ihr gegenüber ist ja, meiner Meinung nach, von dem Augenblick, wo sie uns durchgebrannt ist, erloschen. Ich jedenfalls komme gegen Schluß dieses Briefes zu der Überzeugung, daß ich getrost meine Hände in Unschuld waschen darf. Außerdem schwört Heino bei allem, was ihm, wie er sagt, lieb und heilig ist, daß für uns vorläufig kein Grund vorhanden sei, sich über des seligen Hansemanns Braut aus Kanada Sorgen zu machen. Doch — was ich noch schreiben wollte — Franz hat mir gestern mitgeteilt, daß der arme, liebe Hans, der doch jahrelang so fleißig drüben gearbeitet hat, keinen roten Dollar hinterlassen hat. Das Kohlenlager war wahrscheinlich ein Wummk, ein kanadischer Schwindel, und Hans hatte seine ganzen Ersparnisse in die Kohlenaktien hineingesteckt. Zuweilen war er ja der reine Idealist — schon als kleiner Junge. Das hatte sich dann mit der Zeit bei ihm ausgewachsen. Franz hat die Nachrichten vom Kohlenlager durch Delarue. Der hat nämlich auch welche Aktien bei dem Unternehmen. Na, der kann einen Geldverlust schon verschmerzen. Was macht den Delarues das bißchen Mammon aus. Hansemann hätte es wohl auch verschmerzt und hätte wieder von vorn angefangen. Na, nun ruht er aus, der gute, liebe Junge. Und Du, meine liebe Emilie, nimm die Dinge aus Gottes Hand hin, wie sie nun mal sind. — Deine Wohnung hier lasse ich täglich lüften. Die Portierfrau besorgt das ganz ordentlich, und meine Aufwartefrau sieht auch dann und wann dort nach dem Rechten. Motten gibt es ja zu dieser Jahreszeit, Gott sei Lob und Dank dafür, nicht. Also bleib Du nur ganz keulenruhig draußen am Mittelmeer und geh unter Palmen spazieren. Hoffentlich wird das Deiner und der lieben Thea Gesundheit gut tun. Bei Hannchen ist es auch bloß 'ne Influenza, Du brauchst Dich ihretwegen nicht zu beunruhigen, beste Emilie, und das mit Henrika nimm Dir nicht zu sehr zu Herzen: wer so im Urwald aufgewachsen ist, wie das arme Mädel, der ist naturgemäß anders, wie wir hier in Berlin, und da muß man fünf gerade sein lassen. Ich vermisse das Kind aber doch, wenn es auch meist seinen Schnabel hielt. Das betrachte ich unter Umständen auch als ein

Lugend, besonders nachdem ich in der Gaendler'schen Kinderstube gewesen bin. Mir gellen dann nachher noch stundenlang die Ohren. Und dabei sind die Buben bloß fidel, nicht etwa ungezogen.

Mit tausend Grüßen an Euch beide, bin ich mit ebenso viel guten Wünschen Deine getreue Schwägerin Riete."

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsgemüsebau im Spreewald.

Von Fritz Mad.

Man hat unserer Industrie mit Recht nachgerühmt, daß sie es verstanden, sich den besonderen Anforderungen des Krieges so rasch und so vollkommen anzupassen. Daß man dieses Lob auch auf andere Zweige unseres Wirtschaftslebens anwenden darf, hat mir dieser Tage ein Besuch Lübbenaus, des regen Spreewaldstädtchens bewiesen, das ja auch schon in Friedenszeiten zu den größten Gemüsetammern Deutschlands zählt.

Wenig beim Verlassen des Bahnhofes trug mir der Wind, der über die vor der Stadt gelegenen Gemüsekulturen kam, den scharfen Geruch der Zwiebeln entgegen. Als ich dann den kürzeren Weg zum Städtchen quer durch die Felder nahm, sah ich dann auch die saftigen grünen Zwiebelgewächse in langen und breiten Flächen im Winde auf und abwogen, wie die Palme auf dem Felde. Dazwischen Meerrettich-, Mohrrüben- und Kartoffelfelder, die berühmten Gurkenbeete, Bohnen, Sellerie, Majoran und Thymian, Ader mit Blumen- und Rosenkohl. Aber vor allem sehr viel Zwiebeln.

Bei der erhöhten Bedeutung des Gemüses für unsere Volksernährung im Krieg und im Hinblick auf die verhin- derte Einfuhr, insbesondere von Zwiebeln, ergaben sich für die Gemüsezüchter im Spreewald nach den Erfahrungen des vorigen Jahres ganz bestimmte Aufgaben. Der Mangel an Arbeitskräften und besondere örtliche Verhältnisse standen zwar der Schaffung von Neuland für Gemüse hindernd im Wege. Dagegen hat man versucht, durch Zwischenkulturen die allgemeine Produktion zu steigern. So sah ich auf vielen Gurkenbeeten Salat, Kohlrabi, Weiß-, Rot-, Wirsing- und Blumenkohl als Zwischen- oder Randbepflanzung. Diese rationelle Ausnutzung des an sich außerordentlich fetten Spreewaldbodens ist zweifellos geeignet, ein schon recht erheblich ins Gewicht fallendes Mehr an Frühgemüsen zu liefern. Dabei erleiden die Hauptkulturen, die Gurken, wie mir mein sachverständiger Führer erklärt, keinen wesentlichen Schaden.

Vor allem aber hat man in diesem Jahr versucht, den Ausfall an ausländischen Zwiebeln, die in der Hauptsache aus Ägypten kamen, durch vermehrten Anbau dieser wichtigen Küchenpflanze so weit als möglich auszugleichen. Gerade in Lübbenau, wo man seit circa 500 Jahren Zwiebeln baut, stehen den Züchtern ja die wertvollsten Erfahrungen zur Seite. In welchem Umfang man heuer dem gesteigerten Bedürfnis an Zwiebeln nachzukommen bestrebt war, erhellt aus der Tatsache, daß man dieses Jahr mit einer Ernte von circa 40 000 Zentnern rechnen zu können glaubt. Das ist etwa viermal so viel wie in den letzten Jahren. Noch im Jahre 1910 betrug z. B. die Jahresausfuhr an Zwiebeln 9600 Zentner. Seit Wochen gehen jetzt täglich 3—4 Eisenbahnwagen mit Zwiebeln im Werte von 6—8000 Mark aus Lübbenau fort. Es sind das die sogenannten Schluppenzwiebeln, d. h. Zwiebeln, die nicht dauern, sondern zum sofortigen Gebrauch bestimmt sind. Die Dauerzwiebel wird im Herbst geerntet. Daß neben der größeren Nachfrage natürlich auch der höhere Preis bei dem Mehranbau mitgesprochen hat, begreift man, wenn man hört, daß der Zentner durchschnittlich mit 30 Mark bezahlt wird, gegen 5—6 Mark in gewöhnlichen Zeiten. Der Feinschmecker, der die Perlzwiebeln als Zugabe in den verschiedensten Formen schätzt, wird in seiner Achtung vor dieser Bodenfrucht bestärkt, erfährt er, daß der Zentner der jetzt ebenfalls in größerem Umfang kultivierten Liliputzwiebeln bis zu 120 Mark kostet.

Der Hauptzweig der Lübbenauer Gemüsezucht bleibt indes auch heute noch die Gurkenkultur. Im Jahre 1901 wurden noch 133 000 Zentner geerntet, im Jahre 1908 dagegen schon 400 000. Der Durchschnitt der Jahresproduktion an Gurken

erscheint jedenfalls mit 300 000 Zentnern als nicht zu hoch gegriffen. Diese Zahlen beziehen sich indes nur auf die Ware, die mit der Bahn verladen wird. Nicht eingerechnet sind die beträchtlichen Mengen, die von Händlern im Wagen und in Körben fortgeschafft werden, sowie der mit Rücksicht auf den sehr regen Fremdenverkehr recht stattliche Verbrauch am Orte selbst. Nach der Schätzung meines Gewährsmannes kann man dafür noch einmal circa 50 000 Zentner rechnen. Die Gurkenkultur ist ebenfalls gerade jetzt besonders lohnend, werden doch für das Schod, das man in Friedenszeiten schon für 2—3 Mark erzielen konnte, 8—10 Mark bezahlt.

Außerordentlich ausgedehnt ist ferner der Anbau von Meerrettich. Bis zu zwei Meilen im Umkreis von Lübbenau, bis Lübben und Ludau, ja sogar bis Burg im Spreewald und bis Werben bei Kottbus erstrecken sich die Meerrettichpflanzungen. Die Jahresproduktion ist recht verschieden, aber immer bedeutend. So wurden im Jahre 1901 25 740 Zentner geerntet, in einem anderen Jahre dagegen (1909) „nur“ 17 000 Zentner. Der Zentner wird mit 20—24 Mark bezahlt, je nach der Stärke der Stangen. Der Bau von Meerrettich im Spreewald kann ebenso wie die Gurkenkultur auf eine nahezu dreihundertjährige Tradition zurückblicken. Dabei ist die Tatsache interessant, daß z. B. im Jahre 1680 eine Menge Meerrettich, die unserem heutigen Zentner entspricht, einen Taler kostete. Berücksichtigt man den damaligen, etwa sechsfach so hohen Wert des Geldes, so ergibt sich, daß die Wertschätzung des Meerrettich schon damals etwa die gleiche war wie heute.

Der Bau von Mohrrüben, der in Lübbenau und in dem benachbarten Lehnke betrieben wird, weist ebenfalls achtung- heischende Ziffern auf. Es wurden beispielsweise im Jahre 1910 16 400 Zentner mit der Bahn verladen. Da jedoch der weitaus größere Teil am Ort selbst als Viehfutter verbraucht bzw. als Gemüse von den Bauern gegessen wird, kann man einen durchschnittlichen Jahresertrag von 50 000 Zentnern an- rechnen. Da ferner der Zentner heute das Vierfache des Preises in normalen Zeiten bringt, wird selbstverständlich die Verfütterung zugunsten des Verbands tunlichst beschnitten.

Die Ausfuhr von Kürbissen, von denen jährlich etwa 10- bis 12 000 Zentner geerntet werden, ist, wie bei den Mohrrüben, verhältnismäßig gering; sie beträgt etwa ein Drittel des Gesamtertrages. Der Kürbis stellt ein besonders kräftiges und von dem Vieh gern genommenes Futter dar. Mancher Bauer erntet seine 300 Zentner jährlich allein, wobei Exemplare von 100—150 Pfund durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Blumenkohl und Rosenkohl erfreuen sich reger Pflege. Rot- und Weißkohl dagegen wird in Lübbenau mehr eingeführt als angebaut. Diese Kohlsorten werden hier einge- legt bzw. hergerichtet und verlassen dann als Lübbenauer Gemüse wieder die Stadt. Man hat es hier also mit einem ähnlichen Vorgang innerhalb der Landwirtschaft zu tun wie ihn die Verarbeitungen von Roh- und Galfabrikaten in ein- zelnen Industriezweigen darstellt. Neben der sehr entwickelten Spargelzucht ist noch der ebenso lohnende wie umfangreiche Bau von Gewürzpflanzen, wie Thymian und Majoran, die bei der Herstellung von Würstwaren bekanntlich eine wichtige Rolle spielen in diesem Zusammenhang zu erwähnen.

Außer dem aus den angeführten Zahlen ersichtlichen riesigen Bahnversand sorgen alljährlich zehn große Messen dafür, daß die Gemüsezüchter den erforderlichen Absatz finden. Zu diesen Messen kommen Händler aus Sachsen, aus Bayern, vor allem aber aus den Seestädten sowie auch aus Böhmen.

Bei einem Gang durch die Stadt sah ich an der Anlege- stelle der Kähne zu den Spreewaldfahrten russische Gefangene mit dem Verladen großer Mengen silbrig glänzender Zwie- beln beschäftigt, einer der wenigen Eindrücke, der in dem friedlichen fleißigen Städtchen den Krieg wieder ins Be- wußtsein drängt. Nur noch in dem Garten vor dem Schloß des Grafen zu Lynar wurde ich an die Gegenwart gemahnt; der sonst mit Blumenrabatten und Teppichbeeten geschmückte Platz vor dem Haupteingang ist jetzt, als bezeichnendes Wert- mal allgemeiner Opferfreudigkeit, mit — Kartoffeln be- pflanzt.

Als ich vor der Heimfahrt das Bahnhofsgelände betrat, lag wieder der scharfe Duft von Zwiebeln in der Luft. Es scheint der spezifische Geruch von Lübbenau in diesem zweiten Kriegsjahr zu sein.

Aus der Kriegszeit.

Sommer in Flandern. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Herrliche Sommertage ziehen sich über Flandern hin, Tage, die goldene Schätze aus dem fruchtbaren Boden hervorzaubern. In der Ferne — von Ypern her — grollen dumpf die Kanonen. Hier aber, hinter der Front, herrscht anscheinend tiefster Frieden. Und man würde nichts vom Kriege merken, wäre nicht die ganze Gegend von Feldgrauen durchsetzt. Die flandrische Gegend enthüllt jetzt so recht ihren ganzen Zauber. Der Blick schweift über wogende Getreidefelder und lachende Wiesen, über große Kartoffelfelder, weite Hanfflächen, über schmude Dörfer und Städte. Die deutsche Organisationskunst und Betriebsamkeit hat wahre Wunder verrichtet, denn überall merkt man ihre Spuren. Wohl war von jeher der flandrische Landbewohner ein reger Landwirt, aber zur vollen, rationellen Ausnutzung des Bodens hat ihn erst der Deutsche veranlaßt. In einem Städtchen habe ich einige Stunden Aufenthalt. Schon beim Verlassen des Bahnhofes merkt man den Gegensatz zwischen dem welschen und dem flandrischen Wesen. Der Bewohner Flanderns besitzt den Ordnungssinn und den Geschmack des Deutschen. Auf dem Bahnhofesplatz befindet sich ein großes Blumenrondell mit Rosen und Geranien. Ein Gärtner ist dabei beschäftigt, Unkraut auszujäten. Die Straßen sind sauber. Vor den Fenstern der Häuser sind Blumen über Blumen angebracht. Ein kleiner, aber hübsch gepflegter Park ladet zu erquickenden Spaziergängen ein. Die Häuser sind zuweilen kleinen Schmuckkästchen vergleichbar. Altstädtliche Türme, bis hoch oben hinauf mit Efeu umrankt, geben dem Stadtbilde etwas Malerisches. Die Bewohner, deren Sprache man gut versteht, sind guttural und gesprächig, ohne die Verstecktheit der Franzosen und Wallonen. In einem kleinen Orte habe ich Gelegenheit, mit einem Wirte in ein längeres Gespräch zu kommen. Der Mann ist in fast aller Herren Ländern gewesen. Er war Pferdehändler und kennt ganz Europa. Über den Krieg und seine Ursachen hat er klare Ansichten, und er erzählt mir ganz offen, daß England die Hauptschuld habe, daß Belgien sich selbst durch seine Weigerung gegen Deutschland zugrunde gerichtet habe. Aber das deutsche Wesen ist ihm doch fremd. Auf meine Frage, ob denn die Flandern sich unter deutscher Herrschaft nicht wohler fühlen müßten als unter der belgischen, meint er, daß man wohl seine Freiheiten einbüßen müßte. Die straffe Disziplin, die den Deutschen nun einmal im Blute steckt, ist diesen Leuten zuwider; sie ertragen lieber die rassenerdrückende Fremdherrschaft, weil ihnen das bequemer ist. Was wird die Zukunft diesem Volke bringen? Derweilen geht der dritte Kriegssommer über die Lande und zeigt klar und deutlich, daß man den Deutschen nicht ungestraft veranlaßt, das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Hier, hinter der Front, haben wir das Schwert mit dem Pflug vertauscht. Die Einwohner sehen staunend zu, wie wir das Land bestellen, wie wir weite Flächen urbar machen und sie mit neuem Leben erfüllen. Von fern her brüllen die Kanonen. Die Engländer versuchen dort, unsere Mauer zu durchbrechen, eine vergebliche Arbeit, die uns nicht im geringsten an unserer friedlichen Landarbeit hindert. Der Wanderer aber, der durch diesen reich gesegneten Landstrich pilgert, fragt: „Wie lange noch wird es dauern, bis das alles ein Ende hat? Wann endlich werden die Völker auf gegnerischer Seite einsehen, daß das Deutschtum unbefiegbar ist? Wann wird die Sonne des Friedens wieder scheinen? . . .“ (Zens. Wln.)

Das neugierige französische Handelsregister. Daß zahlreiche Personen aus dem Publikum immer wieder die väge und vorläufig noch unlösliche Frage nach dem Zeitpunkt des Kriegsendes stellen, ist nichts Ungewöhnliches und gehört besonders in Frankreich, wo sich ja Wahrsagerinnen und Zukunftsdeuter besonderer Beliebtheit und besonderen Zuspuches erfreuen, zu den Alltäglichkeiten. Bemerkenswert ist es aber, wenn selbst von amtlicher Stelle diese Frage gestellt wird, wie dies jüngst in Paris geschah. Nach einem Bericht des „Deuvre“ war es die Pariser Handelskammer, die dieser Art ihrer Neugierde allzu freien Lauf ließ: Ein Kaufmann in Paris, der aus Kriegsgründen seinen Betrieb gegen-

wärtig nicht selbst aufrechterhalten kann, sahte den Entschluß, sein Geschäft „für die Dauer des Krieges“ an einen anderen Händler weiter zu vermieten. Da es sich aber nicht bloß um eine Abgabe der Räumlichkeiten, sondern sozusagen um eine Unterpacht des ganzen Betriebes handelte, mußte die Abgabe dem Pariser Handelsamt vorgelegt werden, damit die vorgeschriebene Eintragung in das Handelsregister ordnungsgemäß erfolge. Nachdem also der Vertrag zu Papier gebracht und in aller Form an das Registeramt gesandt worden war, kam er schon nach wenigen Tagen wieder an die Absender zurück, die zu ihrem nicht geringen Erstaunen neben der Bezeichnung „Für die Dauer des Krieges“ die Bestimmung vorfanden: „Die Dauer ist für das Handelsamt genau festzusetzen.“ Da der „Deuvre“ die Antwort des Kaufmanns auf diese mehr als schwierige Frage nicht bekanntgibt, können wir auch über den Ausgang dieses seltsamen Streites nichts Näheres erfahren. Jedenfalls ist für den schon so oft angegriffenen unlogisch-bureaucratischen Geist der französischen Amtler nichts bezeichnender als diese im Amtsstil formulierte Frage, die einen selbst für ein löbliches Pariser Handelsamt gegenwärtig allzu unbescheidenen Wissensdurst verrät. Daraus erscheint es nicht unangebracht, wenn die Pariser Presse dem Handelsamt rät, auch seinerseits mit den jetzt so hoch in Ansehen stehenden Astrologen und Kartenschlägerinnen in Verbindung zu treten.

Die Engländer lernern gehen. Da bekanntlich nirgends die Liebe zum Luxus und zu überlieferten Zerstreungen so groß und die patriotische Bereitschaft im Kriege dem Vaterland zu Liebe auf die Annehmlichkeiten des Lebens Verzicht zu leisten, so gering ist wie bei den Engländern, bedurfte es in Großbritannien geraumer Zeit und ständig in schärferen Tönen wiederholter Ermahnungen, bis die britischen Bürger, die das hohe Glück haben, ein Automobil zu besitzen, sich wenigstens zum Teil zu der Einsicht bekehren ließen, daß der Verzicht auf automobilistische Vergnügungsfahrten nach gerade ein vaterländisches Gebot sei. Aber auch dies moralische Bedenken und die geharnischten Kundmachungen der Regierung hätten nicht gefruchtet, wenn nicht endlich das Nachwort des Benzinmangels laut geworden wäre. So sind denn die britischen Bürger genötigt, nun auch ihrerseits sich aus Kriegsgründen einzuschränken, und die Art dieses Wandels wird in der „Times“ drastisch geschildert. „In London,“ heißt es, „sind die Veränderungen am wenigsten“ zu bemerken, da in der Hauptstadt des Landes alle vermögenden Leute zusammenströmen und die Arbeit das äußere Bild ständig belebt. Doch auf dem Lande, schon in der nächsten Umgebung der Stadt, ist der Wandel sehr deutlich zu erkennen. Das Leben auf dem Lande zeigt dem Beobachter die Einschränkungen, zu denen der Krieg auch die durchschnittliche englische Bevölkerung nötigt. Während im letzten Friedensjahrzehnt die Jagd nach dem Vergnügen immer atemloser wurde und es z. B. für den vermögenden Bürger zur modischen Pflicht wurde, Ausflüge und Vergnügungsfahrten im eigenen Kraftwagen zu unternehmen, während selbst die Mittelklasse in England sich zu dem durch Massenfabrication verhältnismäßig billig gewordenen Automobilismus aufgeschwungen hatte, befindet man sich heute wieder auf einen Krebsgang, der zu den bescheideneren Vergnügungen früherer Zeiten zurückführt. An Stelle der kostbaren Prunkkraftwagen tritt allenthalben das bescheidene Motorrad, das Zweirad ist wieder eine begehrtesten Mode geworden, und die weniger mit Glücksgütern Gesegneten bequemen sich wieder zu den Fußwanderungen, die zur Zeit ihrer Väter üblich waren. Die Engländer entdecken notgedrungen nach langer Pause wieder, daß sie keine haben, ja, man kann sagen, daß die Briten von neuem gehen lernen. Man hört auch wieder die poetischen Freuden der Fußwanderung loben, und man könnte sich fast versucht fühlen, zu glauben, daß der Brite die leider so gründlich vergessene Lust an der Schönheit des einfachen Lebens wieder zu begreifen beginnt. Daß wenn heute England nicht mehr in kilometerfressenden Ungeheuern durch das Land rast, sondern gemächlich dahinschreitet, ist damit noch nicht gesagt, daß das englische Volk sich auch innerlich zu den gesunden Ansichten seiner Vorfahren bekehrt. Es ist ein Erinnern an poetischere Zeiten, das seinen Ursprung im Druß des Krieges hat, eine Poenie, die durch die sehr prosaische Erscheinung des Benzin- und Geldmangels begründet ist.“